

Die Zerstörungen in Nordfrankreich

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **63=83 (1917)**

Heft 22

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-33527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einmischung unverantwortlicher Organe in die Kriegführung der jungen Republik keine größeren Nachteile gebracht hat, daran sind nicht zum letzten die unzulänglichen Führungsverhältnisse bei der gegnerischen Seite schuld. Auch bei der preußischen Armee regierten eigentlich zwei Gewalten, der König, der nach vorwärts drängte, und der Herzog von Braunschweig, der zurückhielt. Der König wollte geradenwegs nach Paris marschieren, der Herzog zuerst eine Reihe von Festungen erledigen: das Ergebnis war der klägliche Rückzug nach der Kanonade von Valmy. Die österreichischen Generale wurden vom Wiener Hofkriegsrat so an der Strippe gehalten, daß sie keine Operationsfreiheit hatten und günstige Schlaggelegenheiten, auch wenn sie gewollt hätten, nicht ausnützen konnten.

Wie Pétain und Nivelle, so ist auch General Foch, der nun als Chef des Generalstabes in das Kriegsministerium eingezogen ist, ein Offizier von hohem Verdienst. Er hat sich in den Marne-schlachten bei Fère-Champenoise hervor getan und bei Ypern den deutschen Vormarsch zum Stoppen gebracht. Bei Nivelle, der vor Verdun als Kommandant der 2. Armee im Oktober und Dezember 1916 die Offensive geleitet hat, durch die der Höhenzug von Douaumont wieder in französischen Besitz gekommen ist, berührt sympathisch die Selbstlosigkeit, mit der er aus höchster Stelle wieder in einen zweiten Ranges zurücktritt, eine Erscheinung, die übrigens im französischen Heere nicht selten ist. —t.

Die Zerstörungen in Nordfrankreich.

(Korrespondenz.)

Die Deutschen haben auf ihrem freiwilligen Rückzug im Ancre-Somme- und Oise-Gebiet in weitem Maße Zerstörungen vorgenommen, die dem nachdrängenden Feind den Vormarsch erschwerten. Auch in unserer Presse, besonders der entente-freundlichen, wurde der deutschen Heeresleitung voll Entrüstung Barbarentum vorgeworfen.

Bei Geschehnissen, wie sie sich jüngst in Nordfrankreich zutrugen, sollten die Leidenschaften stets aus dem Spiele bleiben; sie wollen nüchtern und rein von dem soldatischen Standpunkt aus gewürdigt sein. Gewiß sind die vorgenommenen Zerstörungen zu beklagen, aber der heutige Krieg hinterläßt überall, wo die schwere Artillerie hinreicht, Zerstörungen. In den jetzt von den Deutschen geräumten Gebieten hatten die englischen und französischen Geschütze und Fliegerbomben längst mit der Zerstörung begonnen und sie vielleicht weit gründlicher verrichtet, als es die Pioniere der zurückgehenden Armee vermochten. Engländer und Franzosen haben seit dem Herbst 1915 nach ihrer eigenen Darstellung zahlreiche Geschütze schwersten Kalibers mit unbegrenztem Munitionsaufwand in Tätigkeit gesetzt und zwar nicht etwa nur gegen die Artillerie und die Gräben des eingedrungenen Feindes, sondern auch gegen dahinter gelegene Ortschaften. Vergegenwärtigt man sich, daß die Schußweite heutiger schwerster Kanonen 30 Kilometer und mehr beträgt, so ergibt sich ohne weiteres, daß bei dem unausgesetzten Feuer zahllose blühende Ortschaften zwischen der frühern und jetzigen deutschen Front bereits vor Beginn des deutschen Rückzuges in Trümmern liegen mußten.

Wenn dann bei einem Rückzug alle militärisch wichtigen, dem verfolgenden Feinde Nutzen gewährenden Objekte jeder Art zerstört werden und außerdem noch zur Verzögerung des feindlichen Vormarsches Hindernisse gelegt, Eisenbahnen, Wege, Kanäle und Brücken unbrauchbar gemacht werden, so ergibt sich von selbst das Bild unglaublicher Verwüstung.

Von jeher hat der Verteidiger einer Stellung deren Vorfeld mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu seinem eigenen Vorteil hergerichtet, also verwüstet. Das von den Deutschen besetzte und durch Verschanzungen gesicherte nordfranzösische Gebiet, überhaupt die ganze Front, ist nichts anderes als eine einzige große Festung. Will man es den Deutschen in ihren neuen Stellungen in Nordfrankreich verdenken, daß sie deren Glacis aufräumten, daß sie zurückführten, was sie an Heeresbedarf jeder Art und an Anstalten hinter der frühern Linie angehäuft hatten? Der heutige Feldkrieg hat mancherlei vom Festungskrieg angenommen, wie andererseits der Festungskrieg vom Feldkrieg. Weil aber Heeresstärke und Waffenwirkung ins Massenhafte, Gigantische im Vergleich zu früher gesteigert sind, so dehnen sich die Abmessungen entsprechend aus. Die heutigen Zerstörungsmittel verursachen Verwüstungen, wie sie die Welt noch nie erlebt. Die Grundzüge militärischen Handels sind gleichwohl dieselben geblieben.

So sehen wir denn auch, daß der Verteidiger einer Festung stets bestrebt war, dem Feinde die Festsetzung im Vorgelände zu erschweren, sich daher nicht scheute, dieses durch Ueberschwemmungen ungangbar zu machen und die Vorstädte niederzubrennen. Bedenkt man, daß zur napoleonischen Zeit die Angriffsbatterien nur 1500, 1000, ja 500 Meter, 1870/71 vor Paris auch noch im Durchschnitt nur 4000 Meter von den Festungswerken entfernt angelegt wurden, daß andererseits der Verteidiger, weil er über die heutigen Sprengmittel nicht verfügte, außerstande war, so umfangreiche und gründliche Zerstörungen vorzunehmen, wie heutigen Tags, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß Umfang und Art der Zerstörungen sich im Vergleich zum heutigen Kriege damals in engeren Grenzen halten mußten. An einer Scheu, Zerstörungen vorzunehmen, hat das aber nicht gelegen.

Napoleon trug keine Bedenken 1809 die Unterwassersetzung des 40 km breiten Gebietes zwischen Etsch und Brenta anzuregen, um die Etschlinie auch mit schwachen Kräften halten zu können. Am 7. Juni 1813 befiehlt er Davoust, Hamburg, dessen Wälle völlig vernachlässigt waren, zu einer starken Festung auszubauen. Hierzu fordert er: Niederlegung aller Häuser auf dem Wall und auf dem Glacis, sowie derjenigen, die sich auf dem Platze einer noch anzulegenden Zitadelle befinden, desgleichen Vorkehrungen für umfangreiche Ueberschwemmungen im Vorgelände. Unter den Augen des Kaisers wurde während des Waffenstillstandes Dresden behelfsmäßig zur Festung ausgebaut. Auf dem linken Ufer ließ Napoleon zwar die Vorstädte der Altstadt nicht abbrennen, sie aber zur Verteidigung einrichten. Jeder Soldat weiß, daß solches nicht gerade zur Erhaltung der Baulichkeiten beiträgt.

Zu Beginn des jetzigen Weltkrieges haben die Belgier nicht gezögert, im Vorgelände von Antwerpen und Namur umfangreiche Zerstörungen

vorzunehmen. Die Ost- und Südost-Front von Antwerpen wurde von den Belgiern in Erkenntnis der unbedingten militärischen Notwendigkeit in ein völlig kahles Glacis umgewandelt. Blühende Dörfer, alte Schlösser, ganze Villenviertel wurden dem eisernen Zwang strategischer Erkenntnis geopfert. Wertvolle Obstplantagen und hochstehende, jahrhundertlang gepflegte Kulturen wurden umgelegt. Die heranführenden Straßen wurden ihres alten einrahmenden Baumschmuckes beraubt. Im weiten Umkreis von vielen Kilometern wurde die reiche Gegend in eine kahle Oede verwandelt. Keine Rücksicht galt als die der militärischen Notwendigkeit. Eine breite Oede — denn es ist heute unter Glacis etwas anderes zu verstehen, wie vor diesem so viele alte Anschauungen begrabenden Weltkrieg. Die weittragenden Geschütze verlangen eine andere, viel gewaltigere Tiefe bei Schaffung des Vorfeldes.

Wenn solches im eigenen, hochkultivierten Gebiet geschah, wie soll man es da den Deutschen verübeln, wenn sie in Feindesland, das ohnehin durch die Artillerie des Gegners bereits halb verwüstete Vorgelände ihrer neuen Stellung ebenso herrichteten. Ist es aber dort noch gründlicher geschehen, wie vor den belgischen Festungen, so wird eine sachliche Beurteilung es wohl bedauern, aber militärisch nur billigen können.

Nur wer den Krieg am rechten Ort rücksichtslos zu führen versteht, erzielt Erfolge. Daß man bei der im Kriege gebotenen Rücksichtslosigkeit nicht jedesmal ängstlich abwägen kann, ob der Wert eines Objektes seine Erhaltung wünschenswert erscheinen läßt oder nicht, ist selbstverständlich. Von jeher hat der Zurückgehende die Brücken hinter sich zerstört. So verfuhr auch der Marschall Davoust im Frühjahr 1813 mit der berühmten ehrwürdigen Dresdener-Brücke. Wohl hat der Marschall, wie ein Brief an seine Gattin aus jenen Tagen kündigt, diesen Schritt aufrichtig bedauert, ihn aber als militärisch unbedingt notwendig bezeichnet. Er fühle sich dadurch gerechtfertigt, schreibt er, daß er nicht den Herzogstitel von Auerstedt führen würde, wenn 1806 die Preußen nicht unterlassen hätten, die Köseener Saale-Brücke zu sprengen und es ihm dadurch ermöglicht worden wäre, sich ihnen auf dem linken Flußufer vorzulegen. Uns scheint, daß Niemand das Recht hat, den deutschen Führern willkürlich andere Empfindungen unterzulegen als sie hier der französische Marschall aus der Vergangenheit äußert. Denn es geht doch wohl nicht an, den Deutschen daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie den Krieg besser verstehen, als die Preußen des Jahres 1806.

Vom Gebirgskrieg.

(Schluß.)

Das Gefecht entwickelte sich, und die Dämmerung sank herab. Es flaute aber mit der immer stärker werdenden Dunkelheit nicht ab, sondern wurde lebhafter und nahm fortgesetzt an Heftigkeit zu. Durch die Abendschwärze zuckten die feindlichen Schüsse wie kurze Blitze. Unsere Gebirgsartillerie war herangezogen worden, sie hatte noch ein paar Granaten auf die vom Feinde gehaltene Höhe geschleudert, konnte dann aber wegen des Nachtdunkels nicht weiterschließen, zumal sich die Infanterie anschickte, anzugreifen. Es war erwogen worden, ob man in Deckungen, vor feind-

licher Annäherung durch die vorgeschobenen Schützenketten gesichert, die Nacht abwarten sollte, um dann mit dem ersten Morgengrauen vorzugehen, oder ob einfach der Berg sofort gesäubert werden sollte. Dem Feinde lag daran, uns möglichst lange aufzuhalten; denn die Gebirgsstaffel öffnete ja nicht nur dem deutschen Gros den Ibartalweg, sondern sie konnte im schnellen Vordringen sogar dem serbischen Troß die ernstliche Gefahr eines überraschenden Seitenangriffs bereiten. Die Absicht des Gegners war also bekannt, und es mußte darauf ankommen, ihr mit Entschlossenheit sofort entgegenzuwirken.

In einer Mulde unterhalb des Kitaberges standen unsere Mannschaften vor dem in Nachtdunkel eingehüllten Dedina Stolica. Unruhig wogte das Infanteriefeuer herüber und hinüber. Gelegentlich brandete das Geknatter zu einer großen durcheinanderfahrenden Einheit auf. Man saß, man lag, man kniete . . . man schoß. Da kam der Befehl zum Angriff. Unsern Bayern war es nur recht, denn sie hatten auf die Serben, die ihnen die Nachtruhe verdorben hatten, eine höllische Wut, und kaum war der Befehl gegeben worden, so war schon alles auf den Beinen.

Es war keine Kleinigkeit, sich unter dem starken Feuer des Feindes auf die besetzte Kuppe hinaufzuarbeiten. Eine Stunde lang versuchte man es. Es ging nur schwer voran, aber die Bayern erreichten es schließlich. Fast gingen sie zu tollkühn vor; denn die Serben hatten wiederum Maschinengewehre in Stellung gebracht, die die rauhen Steinhalden von oben her fortgesetzt überstrichen. Zuerst ging es im Dunkel voran, dann aber erhellten mit einem Male Lichtraketen den Bergkegel, und kurz darauf begannen die deutschen Maschinengewehre zu hämmern. Abschnittsweise trug man sie mit dem Vorrücken gegen den Feind heran. Sie streuten ihre Kugelsaat, sie ratterten und knatterten, daß es wild durch die Nacht klang und die Geschosse wie ein dichter Hagel von Eisenschloss über den Berg dahinfuhren. Von hundert zu hundert Metern rückten die Unsern näher — freilich es sank manch einer von ihnen in den Schnee, den er aus tiefer Wunde rot färbte. Doch ohne Verluste kann ein solcher Kampf nicht abgehen, und so war es denn den Leuten schließlich wie eine Erlösung aus furchtbarer Spannung, als auch das Signal zum Sturm auf das letzte Stück der Höhe gegeben wurde. Der Feind warf wie wütend Lichtraketen in die Luft. Er schleuderte Handgranaten den Stürmenden entgegen, die ihnen aber, mit derselben Waffe ausgerüstet, die Antwort nicht schuldig blieben. Fluchend, furchtbar fluchend gingen sie vor. Bayern! Wie die leidenschaftlichen Teufel fuhren sie auf die serbischen Stellungen los. Sie schossen nicht mehr, sie hielten, die Kolben nach vorn, die Gewehrläufe mit beiden Händen, zum Zuschlagen bereit, umfaßt. Wer aber noch Handgranaten mit sich führte, hatte die kleinen Wurfbomben schleuderbereit. Die ganze Kuppe des Berges krachte von den andauernden Explosionen, und zwischendurch klang das Schimpfen und Fluchen. Es kam zum Handgemenge. Es war, als ob die Hölle lebendig geworden sei und gegen den Bergkopf anrenne . . . Manch einen packte es noch, denn die Serben waren auf der Hut. Sie machten es unsern Leuten sehr schwer, sodaß sie drei volle Stunden im Kampfe stehen mußten; dann aber